

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 16 (1912-1913)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Der arme Lukas : eine Geschichte in der Dämmerung [Fortsetzung folgt]  
**Autor:** Holzamer, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665368>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Sommermorgen.

Von Alfred Huggenberger.

Eben hat ein Hahn gekräht,  
 der Morgen ist frisch, kein Lüftlein weht.  
 Die Sense vom Nagel! Wie schreitet sich's fein  
 in die herzerquickende Kühle hinein!  
 Überm Wald steigt rot die Sonne empor,  
 ein Nachbar steht verschlafen am Tor,  
 munkelt etwas von Schweiß und Heu,  
 sagt sein „Gutentag“ nebenbei.

Horch! Der erste Wehstein singt,  
 daß es hell in die Höfe und Gärten klingt:  
 „Der fleiß ist am Werk!  
 Schläfer merk',  
 du bist betrogen! Dein Pfühl ist weich —  
 Schaffen ist Herzlust, Schaffen macht reich!“

Über die Wiese geht der Tag,  
 weiß noch wenig von Müh' und Plag',  
 säumt sich versonnen da und dort,  
 pflückt eine Blume und legt sie fort.  
 Manchmal fällt's ihm ganz plötzlich ein:  
 Schritt ich nicht gestern hier feldein?  
 Aber er kann sich kaum erkennen.  
 Wie die schweren Dolden brennen!

Schon bräunt sich die Flur, manch Blüm-  
 lein fehlt —

Was hab' ich der Wiese gestern erzählt? ...  
 Der junge Tag macht ein ernsthaft Gesicht,  
 die Sonne umgießt sein Gewand mit Licht,  
 ein Häslein hupft verduzt vor ihm her:  
 „Soll ich mich drücken? Was will denn der?“  
 Der fleiß ist am Werk. Nun komm und  
 schau!

Von blitzenden Sensen tropft der Tau,  
 die Wucht der Streiche im Gleichtakt fällt,  
 jede Sehne strafft, jeder Muskel geschwellt.  
 Aus dampfenden Schwaden, leise, leise  
 steigt eine wunderliche Weise,  
 nicht Singen, nicht Weinen — wer kann  
 sie erlauschen?

Heimlich fließt sie ins Sensenrauschen,  
 heimlich färbt sie der Lerche Sang,  
 der eben noch hell wie ein Lenzruf klang.  
 Die Mädchen, die singend vom Hügel steigen,  
 lassen ihr Scherzlied gemach erschweigen,  
 sie stehen und staunen: aus Dämmer und  
 Nacht

ist der prunkende Sommertag erwacht.  
 (Vergl. Bücherchau)

## Der arme Lukas.

Eine Geschichte in der Dämmerung von Wilhelm Holzamer. \*)

### Erstes Kapitel.

Niemand wußte recht, wie er ins Dorf gekommen war. Eines Tags  
 war er dagewesen, ohne Warum und Woher, und gleich war er wie daheim

\*) Von dem im Jahre 1870 in Niederolm bei Mainz geborenen, in der Schweiz  
 nur wenig bekannten Dichter bringen wir hiermit eine schöne, stille Geschichte, die ihre  
 „Am häuslichen Herd“. Jahrgang XVI. 1912/13. Heft 10.

gewesen. Es war, als ob er früher mal zu den Bewohnern gehört hätte, als ob immer ein Platz für ihn geblieben wäre, den er jetzt richtig eingenommen und ausgefüllt hätte. Niemand empfand ihn als neu. Es hatte so seine Richtigkeit, daß er auf einmal da war, ganz als ob man die ganze Zeit her auf ihn gewartet hätte.

So war er auch, der doch ein Fremder war, dem man das übliche Mißtrauen hätte entgegenbringen müssen, gleich bei allen wohlgelitten, vom Bürgermeister bis zum kleinsten Schuster, und alle mit ihm gut Freund. Selbst die ältesten Waschweiber wußten nichts Böses über ihn.

Er war schon ein bejahrter Mann, als ich noch ein Kind war, obgleich ich glaube, daß er älter aussah, als er war. Er ging ein wenig vornüber gebeugt und trug bis beinahe in den Sommer einen dicken Überrock, der schon stark „patiniert“ war, und einen breitkremigen Hut, der sein Gesicht beschattete. Man mochte sich dann fast fürchten vor ihm. Aber wenn man seine Stimme hörte und seine guten Augen sah, ward man leicht zutraulich. Es war so etwas Väterliches in seinem Blick, das Kinder gleich herausfühlen, und ich erinnere mich, daß ich an ihn denken mußte, als ich zum erstenmal Goethes „Getreuen Eckart“ las. Ja, daß er mir wie der getreue Eckart auch später noch oft vor Augen trat.

Er hieß im ganzen Dorf „der arme Lukas“, und wenn das jemand aussprach, klang's beinahe wie ein Ehrentitel für ihn.

Meine Mutter hat mir erzählt, wie er damals sein Amt als Nachtwächter niedergelegt hat. Sie begeisterte sich ordentlich dabei. Nämlich als ich noch ein Bub war, wurden die Stunden geblasen in unserm Dorf. Und als der arme Lukas noch gar nicht lange dort war, wurde ihm das Nachtwächteramt übertragen. Es war ein Vertrauensposten, und der arme Lukas bot der Gemeinde die Sicherheit geradezu, daß nichts geschehen könne in der Nacht, wenn er wache. Ein paar Jahre lang versah er sein Amt in treuer Pflichterfüllung, und nichts Übles geschah in dunkler Nacht, nicht Brand oder Diebstahl.

Da wurden aber die Stechuhren eingeführt, und der Lukas legte sein Amt nieder. Es hatte für ihn den Reiz verloren. So wie ein Dieb durch

---

ganz besondere Musik in sich hat und dem zu früh Dahingegangenen neue Freunde werben mag. Niemand wird sich dem Eindruck entziehen können, beim Lesen dieser ergreifenden Erzählung mit einem echten Dichtergemüt Zwiesprache zu halten, das den leidenden Menschen ein Herz voll warmer Liebe entgegenbringt. Unter seinen übrigen Werken heben wir hervor den Roman: „Peter Kockler, die Geschichte eines Schneiders“, und „Der heilige Sebastian“, die sich beide durch feine Seelenmalerei und Innigkeit in der Darstellung auszeichnen. Der „heilige Sebastian“ stellt das qualvolle Ringen eines Priesters dar, der um eines Weibes willen mit der Kirche bricht. „Der Entgleiste“ behandelt wohl Selbsterlebnisse, ist kraftvoll in der Zeichnung, die hier naturalistisch wirkt, und verherrlicht die Mutterliebe aufs schönste. Die Gedichtsammlung „Zum Licht“ (1897) wirkt durch die Fähigkeit des Dichters, das Geahnte und Gefühlte körperhaft, in fatter Bildlichkeit, vor uns hinzustellen. (Alle genannten Werke sind im Verlage von Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen.)

die Straßen zu schleichen, von niemand gesehen, von niemand gehört, — und nicht mal einen Spruch zu den Stunden oder nur zur Mitternacht sagen zu dürfen, nein, das behagte ihm nicht. Und in der Neujahrsnacht, Schlag zwölf, tat er seinen letzten Hornruf und seinen letzten Spruch, den er sich fast unter Tränen selbst gezimmert hatte, wie er das die Jahre all getan hatte, von Tag zur Nacht. Aber diesmal war ihm besonders weh und heiß um's Herz gewesen, und ganz groß kam's über ihn, als er auf der Kirchentreppe stand und tiefbewegt mit lauter, zitternder Stimme rief:

„Hört, ihr Nachbarn, hört ihr Leute,  
Wieder ging ein Jahrlein heute,  
Wieder kam ein Jahr herauf —  
Geh' der Herr ihm guten Lauf!  
Euer Knecht, der Lukas, leget  
Horn und Stab nun tiefbeweget  
In die Hände euch zurück,  
Wünscht ein fröhlich Neujahrsglück!  
Lobt Gott den Herrn! Lobt Gott den Herrn!“

Dann ging er mit schweren Schritten. Ein Bursche rief: „Hoch der Lukas!“ Und „Hoch der Lukas!“ schrie's aus Leibeskräften rings auf dem Kirchenplatz und aus den Fenstern der Häuser. Und alle Neujahrsschüsse galten ganz besonders dem Lukas.

Das war sein Abschied gewesen. Meine Mutter hat's mir erzählt. Sie hat auch den Spruch behalten. Ich hab' mich aber sehr geärgert, daß ich zu der Zeit droben in der Dachkammer im Bette liegen mußte, der Bruder und ich, und daß wir beide so bombenfest schliefen. Denn da wir Buben waren, haben wir gar gern geschossen, und zum Hochschreien hatten wir auch die rechten Kehlen.

Dann bin ich aber öfter zum armen Lukas gekommen, trug ihm einen Schirm hin, der ein Loch hatte, die Kaffeemühle, die nicht mehr mahlen wollte, und der Lukas reparierte alles mit sicherer Hand. Und billig, für ein paar Baken. Man stand dann neben ihm, sah ihm zu, hörte seine Scherze und lachte mit ihm. Ja selbst wenn man so traurig kam wie ich damals, da ich mit meiner Geige gefallen war und sie zerbrochen hatte, wußte er einem Angst und Traurigkeit zu vertreiben, und allein schon die feste Zuversicht, daß er alles machen könne, stimmte einen heiter. Dann war man nun auch in den Jahren, daß man darüber lachte, wie man sich mal vor dem armen Lukas hatte fürchten können, damals, da man noch ganz klein gewesen war. So hatte die Mutter oftmals plötzlich gesagt: „Der arme Lukas kommt — guckt, draußen vor'm Fenster!“ wenn der Lärm zu groß war, den wir machten. Dann krochen wir mäuschenstill in die Ecken. Aber der arme Lukas kam nie. Da lachte man jetzt darüber.

Dann ein Jahr oder zwei später verhalfen wir — alle Buben im

Dorf — dem Lukas mal zu einem schönen Verdienst. Das war auf der Kirchweih gewesen. Der Lukas hatte sich eine Bude aufgeschlagen und ein merkwürdig Spiel gemacht. Männlein und Weiblein, Ochsen, Esel und Pferde hatte er aus Holz ausgeschnitten und fein bemalt. Alles so schön naturgetreu, wie wir's noch nie gesehen hatten, nicht in der Bibel und nicht im Bilderbuch. Und in Farben, es war ja wie ein Wunder. Alles aus Holz und alles so lebendig. Dem Pferd seine Augen, dem Esel seine Ohren, der Ochse, wie er sprang und den Schwanz streckte, und dort der Ritter mit dem Schwert und das Edelfräulein mit dem Falken auf der Faust, das waren ja alle Herrlichkeiten der Welt. So was hatten wir noch nie gesehen.

Wir standen und guckten. Und der arme Lukas lächelte. Aber da war mehr — das war all' nicht nur zum Angucken, danach warf man mit Bällen, mit roten und gelben und grünen, die der Lukas aus Lappen genäht hatte. Wenn eine Figur so getroffen wurde, daß sie in ihrem Mechanismus nicht wieder aufsprang, sondern fest nach hinten fiel, bekam man einen Preis: „Ein Fisch, eine Zigarre, auch eine Zigarette!“ Das war der Preis. Der Lukas rief's aus und lud all die „Herrschaften“ ein, mal zu werfen.

Uns hatten die Herrlichkeiten ja schon angezogen. Nun kam das Werfen hinzu und — die Zigaretten lockten. Nur ein paar Süßmäuler schielten nach den Lebkuchensfischen. So verwarfen wir fleißig unsere Pfennige.

Aber da war noch ein Merkwürdiges. So beim Zielen und Zielaussuchen ging's uns erst auf. Das Hauptstück in der Mitte — was war denn das? Das war ja der Lukas selber, mit seinem grünen Überrock, seinem großen Hut. Eine Rute in der Hand, eine Kiepe auf dem Rücken mit allerlei Siebensachen drin, mit Puppen und Spielzeug, so daß ein Kopf, ein Arm, ein Wagenrad, ein Pferdeschwanz oben herausfahen. Und traf man auf's Zentrum, hob der Lukas den Arm mit der Rute und wäfelte mit dem Kopfe, und das ging so lange weiter, bis der lebendige Lukas hintrat und Kopf und Arm festhielt.

Eine Freud', da wir das erkannt hatten! Einer sagte es dem andern. „Auf den Lukas!“ hieß es, und alle Bälle flogen nach dem Zentrum im Überrock des armen Lukas. Aber nur wenige trafen.

„Auf ihn, den Lukas!“ hieß nun der Ruf, der jetzt laut geschrien wurde. Bald war die kleine Bude von Menschen umstellt, denen das merkwürdig vorkam, und wer mal da stand, der warf auch, nicht die kleinen Leute nur, auch die großen.

Als ob wir fühlten, daß die Art unseres Rufes die Leute herbeizöge, änderte er sich in jedem Munde ganz von selbst und ganz in derselben

Weise: „Haut ihn, den Lukas!“ Das zog in der Tat mehr, bewirkte sogar, daß der Polizeidiener streng herantrat.

Immer neue Werfer kamen. „Einen Fisch, eine Zigarre, auch eine Zigarette!“ hatte der Lukas nur zu rufen. Das andere besorgten wir. Aber zu geben hatte er nicht viel. Nur wenige trafen. Nickel nach Nickel aber glitt in die Tasche seines Überrocks, und er schmunzelte.

Auch am zweiten Kirchweihtag zog der Spaß noch. Und fehlten mal die großen Leute, so warfen wir, und der Lukas gab ein paar Würfe drein und gab auch mal eine Zigarette, wenn nichts getroffen worden war. Er konnt's auch.

Seitdem mocht's manchmal geschehen, daß einer dem Lukas auf der Straße zurief: „Haut ihn, den Lukas!“ Er ward aber nicht böse darüber. Er schmunzelte und nickte einem zu.

Das war, wie ich selbst noch ein Bub war. — Als ich erwachsen war, lernt' ich den Lukas genauer kennen. Er war nun viel älter geworden, aber immer noch rüstig. Er machte noch immer die kleinen Ausbesserungen, für die man eigentlich keinen Handwerker hat. Er pfuschte ja wohl auch manchem Handwerker ins Geschäft, aber er pfuschte doch halt nie. Denn was er gemacht hatte, war gemacht. Gerade wie er der beste „Viehdozent“ in der ganzen Gegend war. Wenn er ein Schwein ansah, wußte er, was ihm fehlte. Und sagte er, daß ihm nicht zu helfen wäre, konnte man drauf schwören. Verriet er aber ein Mittel — ein Küböl oder einen Tee oder sonst eine Diät, dann war's denn auch sicher, daß das Vieh wieder gesund wurde. Steif und fest glaubte man daran.

So verdiente sich der arme Lukas all' die Jahre hin seinen Unterhalt.

Dann setzte auch ich ihn in Nahrung. Ich war auf Besuch heimgekommen, und der Uhrmacher in der Stadt hatte mir meine gute „Nachtmahluhr“ total „verruiniert“, so daß sie zum erstenmal, seit ich sie hatte, nicht ging. Ich klagte das meiner Mutter und schalt auf die Uhr und den Uhrmacher, und vielleicht auch auf den Paten, der sie mir geschenkt hatte. Da schickte mich die Mutter zum armen Lukas.

Ich trug ihm die Uhr hin.

Er saß am Fenster. Auf seinem Tisch lag allerhand feines Handwerkszeug, Feilen und Zangen, Stifte und Schraubchen. Und der Lukas tistelte gerade an einer Brosche aus Tombak mit einem feuerroten Stein und bog die kleinen Häkchen vorsichtig bei.

Er war so in seine Arbeit vertieft und behandelte das unwerte Ding mit so viel Vorsicht, daß er mich anfangs gar nicht beachtete. Als er endlich fertig war, blickte er einen Augenblick vor sich hin über die Gärten, die sich da unten den Hügel hin dehnten. Denn die Bäume blühten gerade, weithin, und es war ein schöner Anblick von dem Fensterchen da oben.

So eine Weile war der Lukas ganz versunken. Dann seufzte er und strich sich über die Stirn.

„Viel Glück und Herrlichkeit hat die Welt. Man muß nur drauf achten,“ sagte er vor sich hin. Dabei drehte er die Brosche in den weichen Fingern. „Muß alles hüten und pflegen, was schön ist im Leben. Muß sich dran genügen lassen, daß es der liebe Herrgott hat, muß es nicht all' für sich haben wollen. Ja, du liebe Zeit — ja, du liebe Zeit! All' gut sagen, all' gut sagen.“

Dann war er still, das Talmikunstwerk legte er beiseite und schlug die Finger ineinander. Er blickte in den sinkenden Tag hinaus und nickte mit dem grauen Kopfe vor sich hin. Noch einmal seufzte er, ganz tief. Dann wendete er sich um, und er sah mich.

„Ach so, junger Herr,“ sagte er dann und blickte mich scharf an.

Offenbar erkannte er mich nicht. Dann ging ihm ein Lichtlein auf.

„Ei, du liebe Zeit! Ja, so wachsen einem die jungen Leut' aus den Augen. Man sieht an den Jungen, wie alt man ist. Wie du so ein kleiner Bub warst — der erste doch daheim, nit? ja, das weiß ich noch. Aber jetzt! Ich muß wohl „Sie“ sagen. — Nein, das gehört sich. Die Jahre wollen ihren Respekt, das ist in der Ordnung so. Er muß freilich mit dem andern Respekt eins sein, den man sich selbst gibt. Denn auf einen selbst kommt's immer an; was man vor sich gilt, das gibt einem den Wert. — Ja, aber nun wird Ihr Kopf ja schon mit allerhand Weisheit angefüllt sein, — viel, viel guter, ja freilich. Aber eins ist doch mehr: das Herz! Das ist die Quelle von all' der Weisheit, auch der, die man lernen kann, aber nur dann ist die richtig was wert und immer neu, wenn einem diese Quelle selbst fließt.“

Es gab eine Pause.

„Das erstaunt Sie vom alten Lukas? Ja, ja, Bester, das Kleid macht's halt nicht. Der Lukas ist ein ganz anderer, als er aussieht. Wenn ich so die Bäume da blühen seh' und denk' an die Früchte, die sie tragen sollen, da fällt's mir halt immer ein. Nit leid, nit weh. In aller Güte. In all' seinem Wert . . . . Aber was bringen Sie denn?“

Ich sagte ihm mein Anliegen. Er schmunzelte. Geschickt öffnete er die Uhr, drehte ein paar Schraubchen auf, nahm das Werk heraus und blickte nun tief durch seine alte Luppe hinein.

„Schon gut, ja, schon gut. Seh's schon. Hat auch nichts verstanden, der die Hände da dran hatt'! Nun, wird schon gemacht, wird schon gemacht.“

Er legte die Uhr dann unter ein altes Wasserglas.

„Geht dann für dein Lebtag, Ihr Lebtag, wollt' ich sagen. Es geht wirklich nit mehr mit dem Du.“

Dann fragte ich ihn noch dies und das. Immer vorsichtig um das eine herum: sein Leben. Wie er hierhergekommen sei, wie er all seine Geschicklichkeiten gelernt habe.

Aber er ging auf nichts näher ein. Dann erzählte ich ihm von mir. Von meinen Liebhabereien, von meinen Studien, meinen Wünschen und Zielen. Ich fühlte, wie's in ihm auftaute. Manchmal wurde er ordentlich warm. Wir waren uns sehr viel näher gekommen, und ich fühlte, daß ich doch noch seine Geheimnisse aus ihm locken könnte. Ich fühlte, daß er jetzt schon das Bedürfnis hatte, sich in dem und jenem mir mitzuteilen.

Es war Abend geworden.

Bis wann er die Uhr gemacht haben könnte, fragt' ich ihn. Er besann sich lange. So schnell gehe es wohl nicht. In ein paar Tagen, so in ein Stück drei, vier. Dann sollt' ich mal kommen.

Nach zwei Tagen saß ich wieder beim alten Lukas. Ich störte ihn nicht. Als es dämmerte, legte er die Uhr wieder unter das Wasserglas. Aber ich blieb noch bei ihm. Er erzählte.

So in der Dämmerung erzählte er sein Leben. Ganz leise, manchmal flüsterte er nur. Und seltsam verwuchs seine Gestalt mit dem wachsenden Abend. Bald sah ich ihn nicht mehr und hörte nur seine Stimme. So wie man Quellen im Dunkeln hört, geheimnißvoll, — die Geheimnisse verplaudern, und alte Mären wissen. Daß man sein eigenes Blut hört im Lauschen.

### Zweites Kapitel.

Solange ich mich erinnern kann — erzählte der alte Lukas — war meine Mutter kränkelnd. Aber sie war immer bei der Arbeit, im Haus, im Garten. Sie seufzte mal, ruhte mal, stand mal da und sah mit traurigen Augen vor sich hin — oder sah in die Ferne, soweit man von einer Ferne bei uns daheim reden kann. Denn mein Dorf liegt in einem Kessel, und rings sind Hügel, — da weiter hinausgerückt, da näher. „Berge“ nennen wir sie. An ihren Hängen dehnen sich die Wingerte hinauf, und wo sich ein Tal zwischen den Wellen hinwindet, gib's auch Wiesen. Durch die läuft der Bach, und Weiden stehen an seinen Ufern, alte, knorrige. Die breite Landstraße schneidet daheim einen grünen Grund entzwei, und eine lange Pappelallee faßt sie ein. Das ist wie ein großer Eingangstor zum Dorf, das in der alten kurmainzischen Zeit eine Festung war.

Es war schon eine Herrlichkeit. Aber da verliere ich mich. Wenn mich die Mutter so daherspringen sah, so jugendtolle und wild und ausgelassen und jubelnd, als müßte mir die Brust zerspringen, da kam ihr auch manchmal eine Träne. Und wenn ich sie fragte: „Mutter, was is



dann?“ — strich sie mit der Hand über die Stirn, so ganz schwer, und ich meine, ihre Hand selbst war traurig dabei. Oft sagte sie gar nichts — oder höchstens mal: „Ach Bub!“ Dann packte sie wieder an.

Manchmal, an Sonntagen, bin ich auch mit ihr den „Berg“ hinauf gegangen. Da keuchte sie sehr und mußte oft halten und sich auf mich stützen. Und ich war immer froh, wenn ich sie stützen konnte. Sie sah mich dann an, daß ich's nie vergessen hab', mein Leben lang. Sie hatte so besondere Augen. Sie waren nicht groß. Sie waren sogar immer ein wenig überdeckt. Aber das war's gerade. Ich mußte immer hineinsehen. Ich suchte immer was drin. Denn ich verstand ihre Augen. Ich sah gleich, wenn sie froh war und wenn sie traurig war; wenn sie bat und wenn sie mir böß war. Und ihre Augen konnten so aus ihren Lidern wachsen. Es war dann grad', als ob sie an ihren Wimpern hingen. Das war mir immer arg. Ich hätte jedesmal schreien mögen. Ich hab' so was niemals wieder gesehen, bei keinem Menschen. Immer hab' ich weinen müssen, wenn die Mutter so Augen machte, und einmal weinte sie selbst heftig darnach. Sie schlug die Hände ineinander und umschlang meinen Kopf. Dann sah sie mich an, lang, lang. „Ach Bub!“ seufzte sie, „ach Bub!“

Das war auf dem Berg oben, wo man am weitesten sah. Die Trauben waren schon reif in den Weinbergen, und man durfte eigentlich nicht mehr hineingehen. Aber der Wingert war unser, und der Wingertschütz drückte ein Auge zu wegen der Mutter.

Es war alles wie gestorben drunten in den Wiesen. Da war die breite Landstraße — ganz wie entkleidet. Kein Blättlein mehr an den Obstbäumen an ihrem Rande. Und die morschen, verkrüppelten Weiden am Bach mit den hängenden Ruten. Und die kahlen Pappeln der Alee, und dahinter die grauen Felder und die gelben Weinberge mit dem sterbenden Laub.

„'s stirbt alles, Bub, alles. Aber 's kommt alles wieder, lebendig, wenn der Winter herum ist. Nur wenn der Mensch stirbt, kommt er nimmermehr.“

„Guck den Kirchhof drunten, Bub. Da liegt der Großvater und die Großmutter und das Babetchen. All tot. Die kommen nicht wieder. Die Menschen müssen all vergehen.“

Die Mutter sagte das schwer und müde. Ich verstand sie nicht ganz. Ich sah nur in ihre Augen. Die waren groß und verschleiert. Wie ein Licht, darüber man die Hände hält. Es war alles verborgen drin, wie in tiefen Höhlen, darin ganz hinten ein Schein ist, ein Spältchen.

„Und will doch alles leben, Bub,“ sagte sie nach einer Weile. „Und muß all vergehen.“

Dann gingen wir langsam weiter. Bis hinten, hinter dem Nachbardorf auf dem Berge, die Sonne unterging. Blutrot. Ihr Glanz lag auf den Dächern und in allen Scheiben unseres Dorfes drunten. Als ob überall Lichter angezündet wären. Helle, schöne Lichter. Ein Fest in jedem Hause.

Da blieben wir stehen.

„Mutter,“ sagte ich, „da guck mal hin. Als ob alle Lichter brennen.“

„Ist nur falscher Schein, Bub. Ist alles dunkel gleich. Ist falsch, Bub. Noch einmal wie zum Trost. Vorm Ausgehen.“

Ich verstand sie nicht.

Sie drehte sich nach der Sonne um. Da lag der rote Schein auch auf ihr. Und spielte in ihren Augen, in denen Tränen hingen. Ich sah's mit Staunen. Es war, als ob mir's gefallen sollte, und ob's mir doch leid tun müßte.

„Mutter!“ sagte ich und deutete auf ihr Gesicht.

„Ist all daselbe, Bub, ist so vorm Dunkelwerden.“

Sie umschlang mich und schloß mich an sich.

Es war schon düster, als wir gingen.

Ich hab' mich halb gefürchtet. Das Laub raschelte schon zu unsern Füßen, das dürre Weinlaub. Und drunten im Wiesental lagerten die Nebel, und zogen nun auf. Bald breit und plump, bald lang und schmal. Gespenstisch. Ich sah lange Züge von Gestalten blasser, toter Frauen in weißen Laken. Ich hielt mich fest an die Mutter. Dann blieb sie stehen und hustete. Es klang hohl und tat mir weh.

„Wir wollen heimgehen, Mutter. Die Nachtluft, die kalte Nachtluft tut dir weh. Der Vater sagt's auch immer.“

Darauf strich sie mir über den Scheitel. Es fröstelte mich dabei.

„Ja, bin wie ein rohes Ei. O du lieber Gott, mach ein End'. Müssen ja all sterben. Und will doch so gern leben, Bub, will so gern leben.“

### Drittes Kapitel.

Die Leute fragten mich immer nach der Mutter aus. „Wie geht's der Mutter? — Hustet sie noch viel, dein' Mutter? — Gest, dein' arme Mutter?“

Ich gab Auskunft. Aber es war mir widerwärtig. Ich wollte nicht so nach der Mutter ausgefragt sein. Ich ging drum immer den andern Weg von der Schule heim.

Es war damals eine Privatschule im Dorf, in die die „besseren“ Kinder gingen. Die besuchte ich auch, lernte Französisch und Geometrie und all so Dinge, von denen man in der Volksschule damals noch nichts wußte. Ging ich von der Schule aus die Straße gradaus weiter, kam ich

an unser Haus, das fast am Ende des Dorfes lag, ein wenig auf der Höhe. Aber ich mußte an den Leuten vorbei, die mich ausfragten.

Ich wußte ja, daß die Mutter immer krank war, schwer krank, der Vater hatt' mir's schon lang einmal gesagt.

„'s ist zu hart,“ hat er damals gesagt. „Beständig die Angst, vor jedem Lüftchen hüten. Die Mutter sollte ja am besten gar nichts tun. Aber 's geht doch nit. Das Haus, der Garten, das bißchen Feldchen. 's kann doch nit alles zu Grunde gehen, 's will doch all besorgt sein. Ich kann doch nit alles tun, — und fremde Leut' ins Haus, das kost nur Geld und ist nichts. Schon die Jahre all so eine franke Frau, 's ist eine große Last. Groß, groß!“

Ich hatte das so mit angehört. Aber ich wollte keine franke Mutter haben. Ich gab drum den Leuten gute Auskunft. Und ich ging den Weg aus der Schule heim immer durchs Feld. Das war weiter, aber schöner.

Stundenlang lief ich da draußen herum. Stundenlang lag ich im Grafe. Wie der Frühling kam, der Sommer, was sie all brachten, das lebt' ich all. Alles einzelne. Mit Gras und Blumen, mit Vogel und Wasser, mit Wolken und Wind, ich lebte mit ihnen. Lange Reden. Ich schalt und schmeichelte und lobte, und all meine kleinen Sorgen mußten sie wissen. Wir kannten uns gar zu gut, gar zu gut. Und wir verstanden uns, wie sich Menschen gar nie verstehen. Ich hatte ein schönes Plätzchen am Wehr. Da stand eine hohe Pappel, die höchste in den Wiesen, und die rauschte tief wie die Orgel in der Kirche. Ich saß immer gang andächtig und lauschte. Und manchmal fürchtete ich mich auch. Es war mir dann, als ob ein Mann da drinnen säße, oben in der Krone, und sein Bart wehte, und sein Auge ginge übers Land und seine Stimme sei wie Grollen und Fluchen. Ich duckte mich tief. Ich hörte ihn sprechen, und ich lauschte ihm. Ich verstand seine Worte nicht, aber ich fühlte ihren Sinn. Und ich war so fromm zu ihm und betete. Immer, wenn ich kam, setzt' ich mich ganz scheu und ängstlich an den Platz. Aber trotzdem, es war etwas, das mich immer wieder dahin zog.

Wenn ich zu den Wolken sah, die sich türmten und dann schwer über den Berg rollten, als liefen sie auf gewaltigen, himmelhohen Klädern, sah ich den Alten mit dem wallenden Barte und den gewaltigen Augen, die weithin übers Land gingen, oft drin, und sah ihn die Hände heben zu Segen und Wehr, und sah ihn die Fäuste ballen und seine Augen blitzen.

Den Turm zu Babel sah ich, und den Sinai, darauf Moses die Gesetze empfing. Je älter ich wurde, je mehr sah ich. Ich sah die Ritter, die ins gelobte Land zogen, den Barbarossa und Gottfried von Bouillon. Und oft sah ich Burgen und Berge und herrliche Gefilde.

Damals hatte ich einen Freund. Dem wollte ich alles zeigen. Und

zeigt' es ihm auch. Aber er lachte mich aus. Da packte mich so sehr die Wut über sein Lachen, daß ich über ihn herfiel und ihn furchtbar schlug. Dann hatte ich wieder keinen Freund mehr.

Ich strich allein am Bache hin, fing Schmetterlinge, suchte Muscheln, band Blumen zum Strauß und sang Lieder von der weiten Welt und frohem Wandern.

Nur wenn der Herbst kam, war ich traurig. Ich war dann viel daheim. Die Mutter sagte, ich erkälte mich. Ich werde dann auch krank wie sie und müsse sterben wie sie.

Ich sagte, ich wolle nicht sterben. Auch sie solle leben bleiben. Wir wollten einmal recht fröhlich sein. Wir seien ja immer traurig. Warum wir denn immer so traurig wären?

Sie lächelte halb. Ich sollte einmal recht froh sein. Und wenn ich erst groß wäre, dann sollt' ich leben! Ich sei ein Bub und gesund. „Gesund, so Gott will,“ setzte sie hinzu.

Aber der Vater sei doch auch nie froh.

Der habe seine Arbeit. Und habe die Sorge mit ihr, weil sie doch die Jahre schon krank sei. Aber das werde nicht mehr lange dauern. Dann nehm's ihm der liebe Gott ab.

Ich sagte ein Wort, das mir von der Schule her einfiel: „Gott läßt sinken, aber nicht ertrinken.“

Die Mutter lächelte unter Tränen: Ja, grad drum, grad drum. Dem Vater werde das Glück kommen, wenn sie ginge. Und sie gehe bald, sehr bald.

Der Vater war ein ernster, stiller Mann. Er sprach wenig. Er trug viel in sich verschlossen. Ich hab' gesehen, daß er sich heimlich an den Haaren hatte. Aber er saßte sich immer gleich wieder. Er war sehr streng. Er wollte, daß ich viel lerne, damit ich einmal nicht auf dem Dorfe zu leben brauche. Wenn seine Eltern ihn mehr hätten lernen lassen, es wäre ihm alles anders geworden im Leben.

Die Mutter seufzte.

„Nicht so zu verstehen,“ sagte er. „Krankheit kommt über einen, schon nicht reich, nicht arm. Aber das Leben so! Wir könnten ganz wo anders sein. Du Mutter könntst's viel besser haben, als da mit dem bißchen Verdienst, den paar Äckerchen, dem Häuschen und dem Gärtchen . . .“

Der Vater war nämlich der Gemeindevorsteher im Dorfe.

An den Zahltagen sah ich ihn den ganzen Tag nicht. Manchmal mußte er auch über Feld gehen. Ein paar Leute hatten ihm übertragen, ihre Zinsen einzufassieren, ihr Geld auszuleihen, und was mehr war. Der Vater besorgte alles gewissenhaft und pünktlich. Den ganzen Tag ging's ihm im Kopfe herum, wenn er etwas auszuführen hatte.

Wir waren nicht reiche Leute, aber wir zählten so zu den Besseren,

wie man sagt. Der Vater schrieb auf der Bürgermeisterei, den Lehrern zahlte er den Gehalt aus, die Anweisungen alle gingen vom Bürgermeister an ihn, und wer überhaupt Geld wollte, mußte sich an ihn wenden. Er wurde drum von jedermann freundlich behandelt, von einigen ward ihm geschmeichelt. So waren wir angesehen. Es hätte schon alles gut sein können, wenn die Mutter nicht krank gewesen wäre.

Manchmal, wenn ich recht fröhlich aus der Schule heim kam, stand der Vater schon an der Haustür und rief mir zu:

„Leise, leise, Lukas! Die Mutter ist wieder krank geworden. Der Herr Doktor ist drin. Wirßt heut nicht viel zu essen kriegen. Nimm dir ein Stück Brot und Wurst dazu. Ich hab' dir schon abgeschnitten, und verhalt dich still, damit die Mutter nicht aufwacht, wenn sie schläft.“

Das machte mich dann immer doppelt traurig, weil ich so fröhlich gekommen war.

Ich schlich in die Küche und versorgte mich und setzte mich dann in den Hof, und wenn ich satt war, krümelte ich den Hühnern von meinem Brote hin oder tat's auch, weil's mir nicht mehr schmecken wollte. Wenn dann der Doktor wieder fort ging, fragte ich ihn, ob denn die Mutter bald wieder gesund werde.

„Bald!“ — sagte der Doktor jedesmal.

Ordentlich erleichtert lief ich dann ins Feld und verbrachte den Mittag, bis ich wieder Hunger hatte.

Ich glaub', der Vater war ein wenig stolz auf mich. Wenn der Lehrer kam, der die Privatschule hatte, und seine Pension holte, wurde er immer in die Stube geführt, und der Vater fragte ihn aus, wie ich lerne und wie's überhaupt mit mir stehe.

Anderer Buben waren viel fleißiger als ich, aber ich war doch ein guter Schüler. Es fiel mir alles in die Hände, geradezu. Ich erfaßte rasch. Ich wußte gleich wo aus, wo ein. Und dann hatte ich mit so jungen Jahren viel gelesen. Der Vater hatte einige Bücher, von Goethe, von Schiller, von Körner, den Don Quichotte. Und alle Sonntage kam das Kreuzermagazin. Das las ich alles. Auch in der Bibel las ich, obgleich wir katholisch waren, und auch sonst las ich alles, was ich aufreiben konnte. Alles trug ich dann wie eigene Erlebnisse mit mir herum. Auch von dem, was mir in der Schule gefiel, ergriff ich so Besitz, als wenn's mein wäre und von mir stamme. Ich glaubte das selbst oft, und erzählte von Dingen, die mir begegnet wären, und die ich doch nur gelesen hatte.

Ich hätt' so meine Einbildungen, sagte die Mutter. Eine Einbildung allerdings quälte mich lange: ich sah den Tod leibhaftig, groß, schwarz gekleidet, am hellen Tage oft draußen gehen, in der stillen Mittagszeit; bald auf der Landstraße hinschreiten, — an einen Baum sich lehnen, in den

Weinbergen auf und ab gehen. Ich konnte das gar nicht los werden und wagte es auch niemand zu sagen. Denn ich hatte nur immer Angst, ihm einmal zu begegnen, und ich fürchtete auch, er werde einmal in unser Haus eintreten und die Mutter abrufen.

Aber wie viel auch die Mutter kränkelte, sie raffte sich immer wieder auf. Sie tat ihre Arbeit im Hause und im Garten. Sie ruhte dabei dann und wann einmal, seufzte tief und sah vor sich hin. Sie dachte immer ans Sterben und fürchtete sich so davor. Sie wollte so gerne, gerne leben.

Wenn ich mit ihr allein war in der Stube, weinte sie. Selten hab' ich sie lachen sehen. Sie durfte es auch gar nicht, denn immer schloß ihr Lachen mit einem Husten, und dann saßen wir alle in Angst und Schrecken. Ich war nun groß genug geworden, alles zu verstehen; ich verstand also auch die Gefahr, die uns drohte. Ich hatte manche bange Nacht. Denn oft hörte ich ja in meinem Stübchen oben den Husten der Mutter. Und ich hatte auch so eine Furcht vor den Krankheitstagen. Man mußte immer auf den Behen schleichen, man durfte kein lautes Wort sagen; denn der Vater war schon böse, wenn man sich nur räusperte. „Denk doch an die Mutter!“ schalt er mich dann.

Die Leute fragten von nun an weniger neugierig im Dorf, aber viel besorgter. Einmal war die Mutter schon tot gesagt. Mir brannt's auf der Zunge, es ihr zu sagen, denn Totgesagte weredn alt, ist der Glaube der Leute.

Ich sagt's vorsichtig erst dem Vater. Er verbot mir, nur ein Wörtchen davon zu reden. Aber ich wußte jetzt wenigstens, daß die Mutter noch lange leben würde, und ich war sehr froh.

#### Viertes Kapitel.

Es war ein Jahr vor meiner ersten Kommunion. Ich hatte einen Kameraden gefunden. Gegenüber unserer Schule war ein Laden aufgetan worden. Die Leute waren noch fremd im Dorfe, denn sie waren erst zugezogen.

Am Sonntag kam der neue Kaufmann zu meinem Vater. Er empfahl sein Geschäft. Draußen vor unserm Tore wartete sein Sohn auf ihn. Der war so alt wie ich. Er ging auch in meine Schule. Ich sprach ein Weilchen mit ihm, und wir verstanden uns gut. In der Schule war ich nämlich ein wenig scheu. Die vielen beirrten mich. Jetzt so allein mit dem Jean-Baptiste war ich zutraulicher und offenerziger.

Ich schlug ihm vor, wir wollten einen Gang ins Feld zusammen machen. Er willigte ein.

Wir gingen in die Wiesen. Ich führte ihn den Bach entlang. Ich nannte ihm die Namen der Dörfer auf den Höhen ringsum. Wie die all dalägen und lauerten und in unser Dorf hineinsahen und acht gäben, daß

nichts aus und ein ginge, was ihnen nicht recht wäre. Wie Kriegsfnechte lägen sie und bewachten uns.

Er sah mich groß an.

Ich pries ihm, was alles schön wäre hier bei uns. Und wie alles so schön wäre. Die Wiesen pries ich und die Weinberge und den Bach und die hohe Pappel, die Mühle und die alten Weiden.

Er hatte alles ganz ruhig angehört. Dann fragte er plötzlich, ob wir noch weit gehen wollten.

Ich war ein wenig verstimmt. Ich sagte: Nein, wir könnten gleich halten. Wir könnten auch gleich umkehren, wenn er wollte.

Wir waren an meiner großen Pappel. Sie flüsterte heute nur. Es war wie dünnes Singen, manchmal wie Wimmern. Ich lauschte entzückt. Aber ich wagte nicht, dem Jean-Baptiste etwas davon zu sagen, denn ich dachte noch dran, wie mich der frühere Freund ausgelacht hatte.

Es hatte vom Freitag auf Samstag die ganze Nacht geregnet. Der Bach hatte reichlich Wasser. Das Wehr rauschte. Es packte mich mächtig.

Ich erzählte dem Jean-Baptiste, daß es Reiter gäbe mit Pferden, die durch die Luft fliegen. Immer rasender gehe ihr Flug. Unaufhaltbar. Und die wilden Tiere schnaubten. Drei, vier nur, die seien wie ein ganzes Heer. Und die Reiter jagten einander nach. Sie schossen mit silbernen Pfeilen gegeneinander. Das klinge in der Luft, das sei wie dünnes Singen und Wimmern. Ich wollte sagen, ich sehe die Pferde, ich höre sie schnauben, ich höre die Pfeile. Aber ich wagte es nicht. Denn der Jean-Baptiste hörte mir ganz still zu und verzog keine Miene.

Wo ich das gelesen habe? fragte er.

Ich wurde rot. Ich log, meine Mutter habe mir das erzählt.

Ob's wahr wäre? sagte er.

Ich wurde ganz warm innerlich. Gewiß, versicherte ich, meine Mutter sage nur die Wahrheit, und sie habe sie schon selbst gesehen, die Reiter und die Pferde, die Bogen und die Pfeile — und „ich auch, ich hab' sie auch gesehen.“ Da war's heraus.

Der Jean-Baptiste nahm mich am Arm. „Komm,“ sagte er, „wir wollen heimgehen. Es geht zum Mittag.“ Ich wußte nun nicht, wie er's aufgefaßt hatte, und ich ging mit ihm.

Andern Tags freilich ward ich's gewahr. Er erzählte es allen Buben in der Schule. Alle lachten mich aus und neckten mich damit, wo sie mich sahen. Ich war aber schon so fest, ich ärgerte mich nicht mehr. Ich ertrug den Spott.

Der Jean-Baptiste aber kam zu mir und fragte, ob ich ihm böse sei. Wenn er das gewußt hätte, hätt' er nichts gesagt. Obgleich ich ihm gezürnt

hatte, war ich ihm jetzt doch nicht böse. Vielleicht war da aber ein anderes schuld.

Als ich mit ihm heim zu seiner Mutter gekommen war, saß da am Tisch ein Mädchen und las im Lesebuch von Jean-Baptiste. Ich sah sie lange an. Es kam etwas Seltsames in mich. Wie, als ob ich plötzlich in einem hellen, weißen Lichte stehe. Ich war beschämt und erhoben, traurig und froh. Ich hätte gehen mögen und mußte doch bleiben. Ich fühlte mich wie erwachsen. Wie ein Mann voller Kraft. Und stand so breit und fest.

Das heißt, ich sage das heute all so, weil ich schon oft drüber nachgedacht habe, wie mir war. Es war ein seltsames Gefühl, etwas Heiliges und Andächtiges, das über mich gekommen war. Wie ein Traum halb, und wie ein freudig staunendes Erwachen.

Ich reichte der Mutter die Hand und dem Mädchen.

„Wie alt bist du denn?“ fragte mich die Mutter.

„So alt wie der Jean-Baptiste,“ sagte ich.

„Da bist du grad ein Jahr älter als das Luischen. Bist du aber schon groß! Herrje! Dreizehn Jahre erst und so groß!“

„Ich bin auch bald vierzehn,“ sagte ich. Ich war ordentlich stolz. Ich warf mich in die Brust. Und das Luischen sah zu mir auf und lächelte.

„Gehst du auch zum Jean-Baptiste in die Schule?“

Ich bejahte.

„Da kommst du ja öfters zu uns,“ sagte die Mutter. „Und deine Federn und Bleistifte kannst du all bei uns kaufen. Wir schneiden auch gleich die Federn.“

Ich sagte, mein Vater schneide mir die Federn immer. Er kaufe sie in Mainz.

„Das braucht er jetzt nicht mehr. Er kann sie gerade so gut bei uns haben.“

Dann ging ich.

Am Nachmittag war ich wieder da. Ich führte den Jean-Baptiste und das Luischen in die Wiesen. Dem Jean-Baptiste war's nicht recht. Er wollte zu Buben, spielen und sich abheken.

Ich sagte, er sollte doch nur hingehen.

„Ja,“ sagte das Luischen, „wir finden den Weg allein.“ Da lief der Jean-Baptiste in's Dorf. Wir gingen an's Wehr, den Bach hin, saßen unter der Pappel, saßen auf der kleinen Brücke, warfen Steinchen in's Wasser, sahen die Ringe wachsen und vergehen, sahen die Fischlein hin und her schießen und die Wasserospinnen über's Wasser laufen.

Und das Luischen hörte aufmerksam zu und freute sich über alles, was ich erzählte. Sie lachte manchmal hell auf vor Freude. Unter der Pappel erzählte ich ihr die Geschichte von den schnaubenden Pferden und den silber-



nen Pfeilen, die kühne Reiter schossen. Da wurde ihr angst, und sie drückte sich an mich.

Ich pflückte ihr einen Wiesenstrauß, und wir gingen nach dem Dorfe zu, sie heim und ich heim.

Ich hielt's nun zu Hause gar nicht mehr aus. Ich lief mit meinem Buche den Hang hinab in's Wiesental. In heißer Aufregung las ich mein Pensum durch, bis das Quisichen kam. Es flog mir alles nur so in den Kopf. Ich wußte nicht nur den Sinn, ich wußte ganze Sätze auswendig. Es war alles überglüht in mir und angespannt. Ich sang, was ich zu lernen hatte, so erregt war ich.

Dann hielten mir plötzlich zwei kleine Hände die Augen zu: „Wer ist's?“

„Das Quisichen!“ rief ich.

Da war ich frei. Ich warf das Buch hin und plauderte mit ihr und sah ihr in die Augen.

Es überkommt mich heute noch wie etwas Wohliges und Goldenes, wenn ich daran denke.

Ich hatte so wenig gelacht und gejubelt. Ich lächelte und jubelte nun, daß es weithin schallte. Es war, als ob nun alles wach wäre in mir. Und doch war alles verschleiert wie im Traume.

Ich beobachtete alles schärfer, ich brachte alles fertig. Ich sprang über den breiten Graben, wenn das Quisichen eine Blume drüben wollte. Ich kletterte auf den Baum, wenn sich's einen Apfel wünschte. Ich lief stundenlang einem Schmetterlinge nach und fing ihn ihr. Und wußte doch gar nicht, was es war, das mich trieb. Ich wollte alles für Quisichen tun, alles vor ihm tun. Und wußte auch gar nicht warum. Es war, wie gesagt, etwas Seltsames über mir. Wie ein Rädchen war ich, wenn ich ihr in die Augen sah, wenn sie lächelte, wenn ich sie an der Hand führte. Ich war so besorgt um sie. Nur selten, daß ich wild mit ihr umging. Und wenn ich's mal getan hatte, bereute ich's immer. Ich hat sie, nicht böse zu sein. Ich wollt's auch nie mehr tun.

Sie strich mir dann über's Haar. So, wie's die Mutter tat. Nur nicht so traurig. Viel lieber, viel, viel lieber.

Die Mutter hatt' ich wirklich schon halb vergessen. Ich war viel weniger bei ihr. Einmal sagte sie mir: „Bist immer draußen, Bub, bist gar nicht mehr bei mir. Hast mich ganz vergessen. Springst sogar mit dem Buch in's Feld. Und tollst dann mit dem Quisichen draußen herum.“

Ich fühlte aber gar kein Mitleid. Ich mußte nur an das Quisichen denken.

„Aber hast ordentlich rote Backen und helle Augen. Ist dir doch gesund, so viel im Freien. Na, da tu's halt. Sei immer draußen, daß du gesund bleibst und recht lange lebst.“

Ja, gesund wollt' ich bleiben und leben, recht lang. Ewig! O, hatt' ich's Leben so gern!

Ich dachte, wie gut die Mutter doch wäre. Da bekam ich Tränen. Die Mutter wischte sie mir ab und tröstete mich. Sie wollte mich ja nicht daheim halten. Ich sollte nur hinausgehen in's Freie. Aber auch tüchtig lernen sollt' ich, daß was aus mir werde.

Der Vater fuhr mich mal barsch an. Das Herumstreichen müßt' jetzt mal aufhören. Ich sei bald vierzehn und komme eigentlich aus der Schule, da hör's mit den Boffen auf.

Er hielt mich nun auch wirklich zu kleinen Arbeiten in Haus und Garten an, und an manchen Tagen kam ich gar nicht fort. Da müßt' ich mir denn manche List ersinnen, fortzukommen, und manche Ausrede, wenn ich zu lange ausblieb. Aber ich führte es durch.

Ich weiß noch, ich war in der Zeit vom Odysseus erfüllt, und ich erzählte dem Luischen von ihm, wie der immer eine List gefunden habe in der Gefahr. Den ganzen trojanischen Krieg erzählte ich ihr, die Irrfahrten des Odysseus, und da ich in ihm immer mich selber sah, strich ich ihn ganz besonders heraus.

„Aber hättest du dem Polyphem auch das Auge ausbrennen können?“

„Gewiß,“ sagt' ich, „ich wollte doch leben. Er hätt' mich sonst auch gefressen.“

„O pfui!“ sagte sie. „Ich krieg' Angst vor dir, Lukas!“ —

Ich ging nun schon in die Kommunionstunde.

Einmal sprachen wir davon. Das Luischen erzählte, der Pfarrer habe verboten, daß die Mädchen mit den Buben spielten.

„Aber wir dürfen doch zusammen spielen,“ sagte ich.

„Wenn's aber jemand sieht und dem Pfarrer anzeigt?“

„Und dann?“ fragte ich kühn.

Das Luischen besann sich ein Weilchen.

„Dann schimpft er mich vor allen Mädchen und sagt, daß ich Sünde getan habe — und sagt's auch meinem Vater, — und dann dürfen wir gar nie mehr zusammen sein.“

Ich blieb still. Nach einer Weile reichte ich ihr die Hand: „So geh, Luischen!“

Da umschlang sie meinen Hals und weinte.

„Nein, nicht, Lukas, nicht! Ich komm' immer zu dir. Es ist ja so schön. Wir sind so froh und glücklich. Ich mein', du wärst mein Bruder. Viel lieber hab ich dich als den Jean-Baptiste. Der schlägt mich und schimpft mich und gönnt mir keinen Apfel, keine Blume, gar nichts. Er will alles für sich.“

Ich wollte aber hart sein. „Es ist ja doch Sünde. Und du fürchtest dich ja auch.“

Sie hielt mich fest und sah mich lange mit wachsenden Augen an. Dann küßte sie mich flüchtig. „Laß, Lukas, ich komm' doch, Ich komm'. Aber du gehst zur heiligen Kommunion, ist's da für dich keine Sünd'?“

„Wenn ich ein Schwesterchen hätte,“ sagte ich sehr überlegen und von oben herab, „spielte ich ja auch mit dem. Wär' das Sünde? Und du bist doch meine Schwester, Luischen.“

Wir machten nun aus, daß wir uns immer heimlich treffen wollten, damit der Pfarrer nichts davon hören könne.

Manchmal, gegen Abend, kam das Luischen auch zu uns herauf, und wir spielten miteinander, daß meine Mutter dabei war. Selten ging ich mal zu ihnen hin. Ich mochte den Jean-Baptiste nicht mehr leiden. Er war auch gar nicht mehr gut zu mir. Er machte mir auch manchmal böse Bemerkungen vom Pfarrer und von seinem Vater. Er drohte, alles hinterbringen zu wollen. Und einmal nannte er das Luischen „meinen Schatz“. Da wurde ich glühend rot und ging weg von ihm.

Als ich dann am Abend das Luischen von unserm Hause aus heimbegleitete, sagt' ich's ihr. Sie drückte meine Hand und jagte: „Aber du bist ja auch mein Schatz, Lukas!“

Und sie sprang an mir auf und küßte mich. Seitdem küßten wir uns, so oft wir auseinander gingen. Wir waren wirklich nicht mehr Bruder und Schwester. Das eine Wort hatte uns alles aufgeschlossen. Wir hatten das Leben, wir hatten uns. Unsere Herzen waren vom Leben und seinen schönsten Trieben erfüllt. O, wie denk' ich daran zurück! Sie lagen in uns, wie die Sonne auf jungen Blüten liegt. Sie wachsen davon und tun sich auf — aber sie fühlen nichts von dem, was ihnen Frucht gibt und Reife. Sie wachsen und treiben nur, weil's Frühling ist. Sie haben kein Ziel. Es liegt verborgen in ihnen, es ist ihr dunkler Sinn. Sie saugen sich voll und werden schöner und schöner — in lieblicher, lachender Unschuld.

So liebten wir uns, so küßten wir uns. Wir erzitterten, aber wir erröteten nicht. Wir sahen nur das Licht und wußten von keinem Dunkel. Es war eine selige, selige Zeit. So lieblich und rein! Bruder und Schwester waren wir doch — in unserer Lenzliebe, die von keinem Sommer wußte und keinem Herbst, nur von ihrem Blühen beglückt war, das sich über Nacht aufgetan hatte.

Wie denk' ich jetzt daran, da ich alt bin! Es liegt wie ein Lächeln in mir nach einem schönen Traume.

(Fortsetzung folgt.)